

Amerikanern bis nach Chalons-sur-Marne fahren. Hier war Kriegszone. MP holte den Heimkehrer vom Wagen. Doch Arnold gab nicht auf. Tapfer marschierte er weiter. Ihm schien, als führten alle Wege nach Rümelingen. So war es auch. Am 15. September begegnete Arnold zwischen Rümelingen und Öttingen den ersten Mitbürgern aus seiner Heimatstadt. Sie streckten noch voll Befreiungstübel und begrüßten den heimkehrenden Maquisard.

Arnold hatte das Glück, seine Eltern und Angehörigen in Rümelingen wiederzufinden. Ihnen war das schwere Umsiedlungsschicksal erspart geblieben. In stillen Stunden, draußen im französischen Maquis, hatte Arnold oft banges Herzens an seine bedrohte Familie gedacht. Nun war doch alles gut geworden.



Am 10. Februar 1941 war der junge Lehrer Paul Bastian, der bisher in Consdorf amtiert hatte, nach Rümelingen beordert worden, um daselbst, in Ersetzung der von den Nazis dienstent hobenen Schulschwester Humilitas Pahlké, einen Lehrposten zu übernehmen. Paul Bastian (geb. am 31. Oktober 1920) stammte aus Luxemburg und gehörte der Lehrerelevation 1939 an. Die Bedingungen, unter denen der junge Lehrer sein Amt antreten mußte, waren denkbar ungünstig. Die Deutschen krepelten das altbewährte luxemburger Erziehungswesen komplett um und trugen, nach Nazimaniern, ein heilloses Durcheinander in das feste Gefüge des bisherigen Schullebens. Die luxemburger Schule, die von den Nazis mit der pejorativen Vokabel „Lernschule“ abgetan wurde, sollte in das „fortschrittliche“ nationalsozialistische Erziehungssystem fügenlos eingepaßt werden und nach Richtlinien funktionieren, mit denen kein rechenkenkender luxemburger Lehrer einverstanden sein konnte.

Paul Bastian suchte nach Kräften den Ungeist der Nazi-Erziehung aus den ihm anvertrauten Klassen zu bannen. Die Lehrer hatten eine sehr exponierte Stellung und standen, wie sich die Deutschen auszudrücken pflegten, als Kulturträger im Blickfeld der Öffentlichkeit. Mit renitenten Lehrern machten die Nazis denn auch wenig Federlesens. Konzentrationslager und Gefängnisse warteten in Deutschland. In den Schulklassen mußten die geplagten Erzieher jedes Wort auf die Goldwaage legen. Zwei Nazi-Schulleiter (der eine amtierte in der Mädchenschule, Escherstraße, der andere im früheren Oberprimarschulgebäude, Rathausstraße, wo damals auch die Büros der Stadtverwaltung untergebracht waren) machten dem Rümelingen Lehrpersonal das Leben sauer. Es hieß also vorsichtig sein. Die Deutschen hatten in dem beschlagnahmten Rümelingen Klostergebäude, nach der Verbannung der ehrwürdigen Schwestern v. A.K.J., ebenfalls Klassensäle eingerichtet. Hier fungierte von 1942-43 Junglehrer Bastian mit zwei weiteren Kollegen.

Am Montag, dem 31. August 1942, als im luxemburger Land nach der Verkündung des Wehrpflichterlasses durch Gauleiter Simon die große Streikwelle anrollte, erschienen die drei Rümelingen Lehrer des Klosterschulgebäudes zwar im Schulhof, gingen aber während des ganzen Vormittags nicht in die Klassen. Das war eine tapfere Solidaritätsaktion mit der luxemburger Arbeiter- und Beamtenschaft, die in den Ausnahmestunden war, um gegen das ungeheuerliche Nazi-Verdikt zu protestieren. Wenn die Arbeitsniederlegung der drei Rümelingen Lehrer an diesem Morgen nicht hinter den Klostermauern verborgen geblieben wäre, hätte den mutigen Erziehern das gleiche Schicksal blühen können wie ihren bedauernswerten Wiltzer Kollegen, die standrechtlich erschossen wurden.

Paul Bastian figurierte auf der Liste der allerersten Rümelingen Zwangsrekrutierten, die gleich nach Verkündung der Wehrpflicht erfaßt wurden. Mitte September trat er zur Musterung an. Das Glück war ihm hold, er erhielt eine Zurückstellung. So brauchte er an dem verhängnisvollen 18. Oktober, als der erste Zwangsrekrutiertentransport Luxemburg verließ, noch nicht hinaus in die deutschen Kasernen. Charles Schmitter, ein junger Lehrerkollege, der kurzfristig in Rümelingen amtierte und seine RAD-Pflicht bereits hinter sich hatte, mußte fort. Er fiel im Frühjahr 1943 an der Ostfront.

Mitte Juni 1943 wurde Paul Bastian zum RAD-Lager Brahnau bei Bromberg (Bydgoszcz, Hauptstadt der gleichnamigen Woiwodschaft) in Polen eingezogen. Das Lager Brahnau (Brdo) umfaßte vier RAD-Abteilungen (1/ 25, 4/ 23, 1/ 20, 3/ 20) und lag in einem riesigen umzäunten und scharf bewachten Industrieareal, das sich kilometerweit östlich von Bromberg bis etwa zur Mündung der Brahe in die Weichsel hinzog. – Ein Lager in dem Lager!

Der sandigen Heideboden, die bis in die kujawische Weichselniederung südlich von Schulitz (Solec) hineinreichte, fehlte jede Anmut. Sie bot ein Bild bedrückender Melancholie. Schütterer Nadelwälder, die in den heißen Sommermonaten eine Backofenhitze ausstrahlten, führten in leichten Wellen von der Tucheler Heide herab ostwärts ins Culmer und Dobriner Land. Exploitant des größtenteils unterirdisch angelegten Industriekombinats, das sozusagen alle Lager-Varianten der Nazikriegsmaschine umfaßte, war die „Deutsche Dynamit-Aktiengesellschaft (DAG)“ vormals Alfred Nobel“.

Zu den ca. 400 luxemburger RAD-Männern, die in den vier Brahnauer Abteilungen schwerste Frontdienste leisten mußten, gehörten auch mehrere Klassen von Junglehrern und „Lehrmatskandidaten“ aus der damaligen Eitelbrücker „Lehrerbildungsanstalt (LBA)“, unter ihnen der spätere Rümelingen Gemeindevorsteher Roger Theis. Auch der Autor dieses Buches, Lehrer Fernand Lorang, und Robert Glesener, Bruder des Rümelingen Nationalhelden Hubert Glesener, waren nach Brahnau deportiert worden, wo sie, im doppelten Sinne des Wortes, einen „heißen Sommer“ verbrachten. (cf. Les Sacrifiés 1980, Nummer 11, Artikel „Brahnau-Treffen“ S. 7.)

Die luxemburger saßen auf einem Pulverfaß. Ein beachtlicher Teil der Lagerbelegschaften wurde von jungen zwangsrekrutierten Polen aus dem



sogenannten Westpreußen gebildet. Es waren harte Kerle, die in ihrem sonderbaren, mit Polonismen gespickten Deutsch des flachen Landes fürchterlich über die »pferunnischen« Nazis schimpften. Drückebergertum und Trödelerei trieben seltsame Blüten. Die Beudeutschen trugen systematisch Defatismus in die Reihen der Hamburger Vormänner und Truppführer. Unerschrockene junge Luxemburger, die bereits vor ihrer Zwangsrekrutierung aktiv im Widerstandskampf gegen den deutschen Okkupanten standen, an ihrer Spitze Camille Sutor aus Ermsdorf (später von den Deutschen erschossen), vollbrachten im RAD-Lager Braunau Akte mutigster Resistenz, die der damaligen Jugend zur höchsten Zierde gereichten.

Am 28. September 1943 waren die Braunauer wieder zu Hause. Lehrer Paul Bastian fand seine Rümelingerschulklasse wieder – für ganze drei Wochen. Dann aber erhielt er den Gestellungsbeehl für die Wehrmacht und mußte am 23. Oktober aufs neue einrücken. Paul Bastian fuhr in einem großen Zwangsrekrutierten-Transport vom Bahnhof Luxemburg aus zum Fliegerhorst Eger in der Tschechoslowakei. Der Rümelingerschulklasse wurde die Luftwaffe gelandet. Vorerst brauchten die Rekruten ihre Zivilkleider nicht abzugeben. Nach zwei Tagen, die mit stundenlangem Antraten und endlosem Warten verbracht wurden, fuhren die Zwangsrekrutierten über Pilsen und Budweis nach Wien-Kagran, wo sie in einer großen Flak-Kaserne Aufnahme fanden.

Wien-Kagran war damals Standort schwerer und leichter Flakersatzabteilungen, die insbesondere für den Erdsatz in vorderster Frontlinie bestimmt waren. Am Allerheiligentag 1943 hatten die Luxemburger Rekruten ihre taubenblauen Luftwaffenuniformen mit den roten Kragenspiegeln gefaßt und waren auf die verschiedenen Batterien aufgeteilt. Die Grundausbildung war nicht leicht. Geistig minderbemittelte Wachtmeister (so hießten die Feldweibel bei der Artillerie), die an Drillneurose litten, dachten sich immer neue Schikanen aus. Strafexerzieren zog den überladenen Dienstplan in die Länge. Auf den Stuben herrschte Dauerrabatz: Spindappelle, Maskenball (Wechseln der Uniformstücke in schnellstem Tempo), Kleiderappelle, Hygieneappelle (wer dabei war, weiß was damit gemeint ist), Rucksackpacken (bei der Luftwaffe gab es keine Tornister) folgten sich im bunten Wirbel der Ausbilderlaunen. Ausgang nach Wien gab es sozusagen nicht. In manchen Batterien herrschte sonntags Dauerausgangssperre. Latrinereinigen ersetzte den Praterbesuch.

Sechs Wochen vergingen. Dann wurden die Luxemburger Kanoniere nach der Slowakei verlegt und auf zwei Truppenstandorte verteilt. Paul Bastian kam mit seiner Batterie in eine Kaserne nach Senica an der Myjava, zwischen den Kleinen und den Weißen Karpaten. Es herrschte eine Hundekälte. Um Weihnachten 1943 sank die Temperatur nachts auf minus 30 Grad. Die Rekruten wurden auf die verschiedenen Geschützkaliber verteilt, die schlagkräftige 8,8-Kanone, die bewährte 3,7 und die schnelle 2,2. Die Ausbilder hatten es besonders auf die Luxemburger »Intelligenzknotten« abgesehen, die

sich meist stockdumm stellten und gerade gut genug waren zum K6, dem legendären »Kanonier mit der Olfkanne«. Dazu kam das Malaise mit den westpreussischen und oberschlesischen Rekruten, die kein Wort Deutsch verstehen wollten und zwischen den Zähnen immer nur greuliche polnische Flüche murrten. Ein gegenseitiges Vertrauensverhältnis zwischen östlichen und westlichen Zwangsrekrutierten konnte in den wenigen Wochen nicht entstehen.

Die Franzosen aus Elsaß-Lothringen funkelten die Unteroffiziere unter verrutschten Stahlhelmen böse an und bewegten sich im Zeitlupentempo um den Kasernenhof. »Tempo, Tempo! Ihr an die Wand gesch... Fragezeichen! Legt die Pflüchrohren ja an, ihr doofen Heimis!« brüllten die Ausbilder und schluckten Wutknäuel in sich hinein. Im »politischen Unterricht« redeten sich die Schulungsoffiziere den Mund füsselig über die heroischen Leistungen der deutschen Wehrmacht, doch die Rekruten schliefen ihnen auf den Schemeln ein. Glücklicherweise war die Verpflegung in Senica besser als in Wien. Statt Kommissiegel gab es eine Art Weißbrot, das von der slowakischen Armee bezogen wurde (hier sei daran erinnert, daß die Slowakei damals einen eigenen Staat bildete, der dem Dreimächtepakt angehörte und gegen die Sowjetunion kämpfte).

Um sich Zusatzverpflegung zu verschaffen brauchte man slowakische Kronen, die allerdings sehr selten waren. In den Kantine gab es Derva- und Tatra-Zigaretten. Zu Weihnachten kargte der Furiere nicht mit den Sliwowitz-Rationen. Die Polen tranken sich mächtige Räuse an, und die Luxemburger schrieben lange Briefe nach Hause. Anfang Januar 1944 sollten die Luxemburger Lehramtskandidaten einer Intelligenzprüfung unterzogen werden. Die Nazis sagten »Test« und glaubten sich modern. »Wieviel Grad hat ein rechter Winkel?« lautete eine Testfrage. Ein pfiffiger Luxemburger Studiosus schrieb: »Hundert, wenn er kocht!«

Auf Grund seines Berufes wurde Paul Bastian zur Ausbildung als »Flakauswerter« vorgeschlagen. »Mensch«, sagte ein neidischer Gefreiter, »Flakauswerter liegen hundert Kilometer hinter der Front, um das richtige Arbeiten der Flak-Kommandogeräte mittels photographischer Aufnahmen, trigonometrischer Berechnungen und genauer Zeichnungen zu kontrollieren!« – Ein Druckposten! Paul Bastian ließ die Kaserne Senica im Schnee zurück. Er reiste mit einem guten Dutzend Luxemburger Kameraden, einem Beutepolen, etlichen Elässern und anderen Wehrmachtsangehörigen über Pilsen, Leipzig und Berlin nordwärts an den Ostseestrand.

Pauls neuer Standort befand sich im Badeort Rerik am Salz-Haff auf der Halbinsel Wustrow, nordöstlich von Wismar. Der Dienst in Rerik war so, wie es sich für »Intellektuelle« geziemte. – »Karabiner abliefern!« Dieses unerwartete Kommando klang den Zwangsrekrutierten wie Musik in den Ohren. Bleistift und Rechenschieber waren friedlichere Waffen. Die Luxemburger Rekruten, die sich in den Geheimnissen der Trigonometrie zu Hause fühlten, verstanden bald mehr von der Flakauswertung als manche gradierete Lehr-



gangsteilnehmer. Diese gaben das auch offen zu und ließen sich befehlen: „Jungs, da hab ich was nicht mitgekriegt!“

Ein polnischer Kamerad aus Pauls Kasernenstube, die sonst nur mit Luxemburgern und einem Elässer belegt war, erkrankte schwer. Scharlach! Mit dieser Krankheit war damals nicht zu spaßen. Der Kranke hatte hohes Fieber und war bereits nach wenigen Tagen tot. Paul Bastians Gruppe kam in Quarantäne. Die „Pestbullen“ durften die Stube nicht verlassen. Man stellte ihnen die Verpflegung vor die Tür. Während zwei Wochen blieben die Luxemburger Zwangsrekrutierten von der Außenwelt völlig isoliert. Sie waren unter sich. Mit farbiger Kreide zeichneten sie auf die hellen Stubenwände Ansichten von Luxemburg: die Neue Brücke, die Türme der Kathedrale. Luxemburger Lieder halfen über das Heimweh hinweg.

Im März 1944 führen die Flakauswerter zurück zur Stammheit nach Wien-Kagran. Dort wurde ihnen Frontabstellungsurlaub zugestanden, und Paul Bastian reiste heim nach Luxemburg. Der Urlaub war allzu kurz. Ende März mußte der Zwangsrekrutierte zurück zur Truppe. Ein gutes Schicksal wollte es, daß Paul nach Westen in Marsch gesetzt wurde. Flak-Vorhänge sollten dort den alliierten Bombergeschwadern Paroli bieten. Der Zwangsrekrutierte atmete auf. In Frankreich standen Fahnenflüchtigen viele geheime Wege offen.

Von Wien aus führen die Luxemburger Flakauswerter in Richtung Paris. Drei von ihnen, dabei Paul Bastian, verwechselten prompt den Zug, verloren zeitweilig Gepäck und Marschpapiere und landeten schließlich noch vor den anderen in Metz. „Da seid ihr ja, ihr Knitche!“ sagte der Wachmeister, als er mit seiner Nachhut ankam. Es ging weiter bis Epernay. – Die Luxemburger waren Flakauswerter und nur dies. Der Spieß in Epernay fühlte sich durch die Ankunft der „Spezialistenhorde“ aus Wien organisatorisch überfordert. Alle Flakauswerter-Planstellen im Luftwaffenbereich von Nordfrankreich waren reichlich besetzt. Und die Neuankömmlinge behaupteten von Geschützbedienung keine Ahnung zu haben. „Mensch, was fang ich bloß mit euch Kerlen an?“ rätselte der Hauptwachmeister und griff sich an den Kopf.

Am 6. April wurden aus Cherbourg Flakauswerter angefordert. In Epernay war man froh, die seltenen Soldaten weiterreichen zu können. Also auf zum Atlantikwall! So kam man England näher. – Aber nur ein Teil der Luxemburger Zwangsrekrutierten, die in Kerik ihre Sonderausbildung erhalten hatten, blieb damals auf der Halbinsel Cotentin im Einsatz. Erwa die Hälfte wurde von Cherbourg nach den Kanalseln Guernsey und Jersey abkommandiert. Das war besetztes britisches Gebiet. Diese Luxemburger mußten dort unter schlimmsten Bedingungen, besonders in puncto Verpflegung, bis zum Waffenstillstand am 9. Mai 1945 durchhalten.

Der Empfang in Cherbourg war muffig. Man brauchte zwei *Flugauswerter* und erhielt gleich über ein Dutzend *Flakauswerter*. Was sollte das? Die Schreibstube beschwerte sich über die Begriffsstutzigkeit der rückwärtigen Frontleitstellen und behielt nur die zweite Hälfte der Neuankömmlinge auf

dem Festland zurück. Diese steckte sie teils in eine Scheinwerferbatterie, teils in eine 2 cm-Geschützstellung. Roger Frisch und Paul Bastian ihrerseits wurden als Flugauswerter zurückbehalten. Es herrschte dauernd Luftalarm. Die beiden Luxemburger halfen mit, die Zahl der anfliegenden Maschinen und ihre Flugroute aufzuzeichnen. Die Deutschen besaßen noch kein perfektioniertes Radar wie die Alliierten, doch ihre Funkmeßgeräte zur Ortung fester oder beweglicher Körper zeigten gewisse Resultate.

Manchmal wurden die beiden Luxemburger Zwangsrekrutierten auch zur Bewachung französischer Zivilgefangener abgestellt, die wegen verschiedener (oft auch unpolitischer) Delikte auf Nummer Sicher gebracht worden waren. Bessere Wachtposten konnten die Franzosen nicht haben. Die Luxemburger taten alles was sie konnten, um den Gefangenen das Leben zu erleichtern. Im April 1944 begann sich die kommende Invasion deutlich abzuzeichnen. Generalfeldmarschall Rommel führte die Heeresgruppe B am Kanal und in der Normandie. Die alliierte Luftherrschaft über dem Atlantikwall war jetzt uneingeschränkt. Anglo-amerikanische Aufklärer kreuzten unablässig über den Küstenbefestigungen und den Stränden, an denen die Landung vorgesehen war.

Nächtelang saßen die beiden Luxemburger Zwangssoldaten mit den deutschen Flugauswertern im Fernsprechkunker am Telefon und zeichneten die Position anfliegender Maschinen in eine große Tafellandkarte ein. Nach einer Mürtze Schlaf in den Morgenstunden begann wieder der Fernsprechdienst im Bunker. Nachmittags war Außendienst fällig. Und dann fing die lange Nachtschicht an. Die Stellung der Flugauswerter befand sich in einem isolierten Bauernhof, etwa vier Kilometer östlich von Cherbourg, in Richtung St.-Pierre-Eglise.

Am 5. Juni 1944, abends um zehn Uhr, zog Paul Bastian zum Telefonedienst in den Bunker. Hier herrschte Hochbetrieb. Auf der Flugauswertungskarte wimmelte es von Flugortungen. Am Fernsprecher überstürzten sich die Meldungen. Ein Hexensabbat! Paul wußte, was dies bedeutete. Die Offiziere hatten zementfarbene Gesichter. Am Atlantikwall begann die „längste Nacht“. Fluggeschwader kreuzten genau über der Stellung. Eine gewaltige alliierte Luftarmada überflog die Küste zwischen Seine-Mündung und Cherbourg. Meldungen von alliierten Lastenseglern, die im Hinterland niedergingen, hielten die Flugauswerter in Atem. Tonnenweise regneten Bomben auf die Küstenbefestigungen. Alliierte Fallschirmtruppen sprangen hinter den deutschen Linien ab. Kurz nach Mitternacht liefen neue Hiobsbotschaften ein. Schwere Seestreitkräfte näherten sich der Küste und setzten zur Landung an.

Sechster Juni 1944. „Jour-1“ am Atlantikwall! In einem spannenden, dem Autor vorliegenden handschriftlichen Bericht erzählt Paul Bastian, wie er diesen denkwürdigen Tag erlebte. Telefonedienst und Flugauswertung erübrigten sich jetzt. Die bisherige Stellung im Bauernhof sollte zu einem festen Platz ausgebaut werden. Die Flugauswerter faßten Karabiner und Munition. Dann begann ein großes Schanzen. In fieberhafter Eile sollten Gräben und



Einmannlöcher auf den umliegenden Wiesen und Feldern ausgeworfen werden. Baumstämme wurden zum Bunkerbau an den Rand eines Waldchens geschleppt. Die Luxemburger zeigten wenig Fleiß, griffen nur widerstrebend zu und standen allenfalls im Wege. Ein ergrimmter Obergefreiter aus Rommels ehemaligem Afrika-Korps sprach drohend: „Bastian, ich habe Sie durchschaut. Wenn Sie im Einsatz den Schritt zum Feind tun, werden Sie nicht weit kommen! Dafür Sorge ich!“ „Jawohl, Genickschuß!“ antwortete Paul. Kurz darauf wurde der unheimliche Obergefreite auf Mission geschickt und verschwand aus der Abteilung.

Die amerikanischen Divisionen in St-Lö behaupteten sich gegen wütende deutsche Gegenangriffe und regelten die nördliche Halbinsel Corentin ab. Am 22. Juni wurden die Gebäulichkeiten des Bauernhofes, in dem Pauls Truppe sich festgesetzt hatte, durch einen Bombenteppich zerstört. Paul hockte in seinem Erdloch und kam mit dem Leben davon. Das Postenstehen wurde immer gefährlicher. Die doppelschwänzigen Lightung-Maschinen schossen aus allen Rohren, wenn sie über die Stellung hinwegdonnerten. Paul wußte jetzt, wie man sich in den toten Schußwinkel retten konnte.

Die Amerikaner rollten die Front von Süden her in Richtung Cherbourg auf. Am 24. Juni begannen die Deutschen mit Sprengungen im Hafengebiet. Gegen drei Uhr nachmittags verstärkte sich der Geschützdonner. Auf dem Weg, der aus östlicher Richtung zur Stellung führte, näherten sich fünf wuchtige amerikanische Panzergetümme und ein Jeep mit aufgezoproztem Maschinengewehr. (Die Bezeichnung „Jeep“ kannte Paul damals noch nicht.) Nun schien die Befreiung nahe. Etwa 200 Deutsche scharten sich verängstigt um die Offiziere, die in hektischer Eile ihre Leute zur Verteidigung einteilten. Die Bewaffnung war lächerlich gering: Karabiner, einige Panzerfauste, drei MG, von denen eines als Beutestück wegen falscher Munition unbrauchbar war, und eine asthmatische 2 cm-Spritze.

Die Amerikaner nahmen das Mini-Geschütz im Vorfeld unter Feuer. Es flog in die Luft. Die Bedienung hob die Hände und ging in Gefangenschaft. So einfach war das also! Plötzlich hörte Paul hinter sich ein gewaltiges Gebrüll. Vor einem Erdloch stand wutschnaubend ein deutscher Hauptmann mit vorgehaltener Pistole. „Mensch, hier wird gekämpft!“ heulte der Offizier und trieb einen Luxemburger Kanonier aus dem Loch. „Et wor emol e Kanonier!“ – Der auf solch ungebührliche Weise hochgeschleuchte Zwangsrekrutierte (er hieß ebenfalls Paul) kroch mißmutig ans Licht und blickte verschlafen in die Runde. Er hatte eben ein kurzes Nickerchen halten wollen. Der ruhende „Pol“ in der Flucht der Erscheinungen!

Einige junge Nazischlingel, kaum sechzehnjährig und doch schon in Uniform, schnappten sich eine Panzerfaust und robbten nach vorn. Ein dumpfer Knall! Der amerikanische Jeep flammte lichterloh. Die Tanks wendeten vorsichtig und rumpelten zurück. Morgen war auch noch ein Tag! Nun sah Paul die ersten toten Soldaten. Am Wege lag ein Kanonier mit durchschossenem Hals. Die weit offenen Augen blickten ungläubig in den

Nachmittagsimmel. Verwundete jammerten. Sie konnten nicht mehr zum Kriegslazarett nach Cherbourg geschafft werden. Sanitäter richteten im Bunker einen Behelfsverbandsplatz ein und hülften die Rot-Kreuz-Flagge. Es gab kaum Verbandszeug. Die Schwerverletzten verbluteten.

In der Nacht zum 25. Juni setzte der amerikanische Feuerzauber wuchtig ein. Das Waldstück, in dem sich die Truppe festgesetzt hatte, geriet unter schwersten Beschuß. Schrapnellgeschosse hieben in die Baumwipfel und streuten Tod und Verderben über die Fuchslöcher, in denen die Soldaten kauerten. Grauensvoll klangen die Hillerufe der Verwundeten und Sterbenden durch die Schreckensnacht. Um vier Uhr morgens, als sich die nächtliche Finsternis lüftete, setzte das Trommelfeuer schlagartig aus. Die Soldaten hoben die Köpfe. Schweigen zog durch den Wald. Die Truppenausfälle waren bedeutend: 80 Tote und Verwundete. Leichtverletzte drängten zu dem überfüllten Sanitätsbunker.

Gegen halb sechs hörte man in der Ferne dumpfes Rumpeln und Kettengerassel. Amerikanische Panzer fuhren zum Angriff auf. Der Augenblick schien nicht mehr fern, an dem die Luxemburger Zwangsrekrutierten endlich das im Geheimen oft wiederholte Zauberwort auf „änder“ gebrauchen konnten: I surrender! – Paul Bastian machte einige entmutigte deutsche Soldaten auf die Sinnlosigkeit jeden Widerstandes aufmerksam. Sie hoben die Schultern in hilfloser Ratlosigkeit: „Es ist noch kein Befehl gekommen!“ Die höheren Offiziere suchten sich dünne zu machen. Später erfuhren die Soldaten, daß der Festungskommandant von Cherbourg bereits am Vorabend mit einem Schnellboot getümt war.

Hinter dem Waldareal, in dem Paul das nächtliche Trommelfeuer überlebt hatte, begann das Vorfeld der Zitadelle von Cherbourg, ein vegetationsloses, vollkommen flaches Glacis, von wo aus das Hafengebiet eingeschossen werden konnte. In den letzten Tagen wagte sich kaum ein Soldat dort hinaus. Auf der breiten ebenen Fläche schoben die alliierten Tiefflieger Kegel wie auf einer Bowling-Bahn, und sie trafen stets alle Neune. Roger Frisch, der seine Stellung etwas weiter vorn hatte, schlich zu seinem Freund Paul Bastian und sagte: „Ech bleitwen nèt mèi het, bei der eisichter Gelegenheit dreckchen ech un!“ Paul wünschte ihm „bonne chance“. Er selbst lag an exponierter Stelle zwischen einem Haufen Deutscher und fühlte sich beobachtet. Im Augenblick konnte er Roger nicht folgen, war aber fest entschlossen, sobald wie möglich ebenfalls überzulaufen.

Mit doppelter Heftigkeit setzte das amerikanische Geschützfeuer wieder ein. Die Granateinschläge lagen bedrohlich nahe. Dann kam der Befehl: „Rückzug zur Zitadelle!“ Die Deutschen rannten durch den Feuerriegel rückwärts. Richtungspunkt: Zitadelle von Cherbourg! Paul Bastian blieb in Deckung. Er war nicht gesonnen, dem Absetzbefehl Folge zu leisten. In der Hafenfestung konnte der Krieg noch Monate dauern. Flüchtende Soldaten hasteten vorbei. Nun war Paul allein. Er warf Gewehr, Gasmaske und Stahlhelm in ein Gebüsch und lief vorwärts, immer in Richtung, wo er die



Amerikaner vermutete. Granaten heulten über den flüchtenden Deserteur. Hinter ihm lag das Vorfeld der Zitadelle unter schwerstem Beschuss. Thunderbolts und Lightnings fegten im Tiefflug über das Glacis und nierten die fliehenden Soldaten an die nackte Erde.

Paul stieß jetzt auf ein mannshohes Stacheldrahtverhau. Er mußte hinüber. Das war nicht leicht. Von Cherbourg her orgelten deutsche 8,8 cm-Salven heran. Die amerikanischen Geschütze antworteten Schlag auf Schlag. Der Stacheldraht griff nach Paul und zerrte ihn in sein Gewirr. – Ein verlassener Luxemburger Zwangsrekrutierter zwischen den Fronten! Die Minuten wurden zu Stunden. Paul strampelte sich los. Die Uniform ging in Fetzen. Dann war der Fahnenflüchtige jenseits des Verhaues. Er lief bergab in eine Waldsenke und folgte nach links einem Weg. Wie aus der Erde gewachsen stand plötzlich ein GI vor ihm. „Don't shoot! I'm no German!“ rief Paul.

Der Amerikaner legte seinen kurzen Karabiner an. Der Überläufer hob die Hände. Andere GI's traten neugierig heran. Einer tastete Paul nach Waffen ab. Paul erschrak. In der Eile hatte er vergessen die Handgranaten vom Koppel zu nehmen. Der Amerikaner entfernte die bedrohlichen Dinger und trieb Paul, der die Hände im Nacken verschränkt hielt, nach rückwärts zu einem provisorischen Gefangenenlager. Paul mußte die Uniformtaschen leeren. Der Amerikaner entschuldigte sich höflich, daß er solch eine unangenehme Prozedur durchführen mußte und gab dem Gefangenen alles zurück, bis auf ein schönes Schweizer Taschenmesser mit mehreren Klingen. Dann erkundigte der GI sich in wohlgesetzten Worten, ob er das Messer nicht behalten dürfe, es sei wirklich zu schade, um auf den großen Haufen zu den andern Beuteutensilien geworfen zu werden. Diese hohe moralische Auffassung über die Aneignung persönlichen Besitzes hilfloser Kriegsgefangener machte auf den Luxemburger Zwangssoldaten einen tiefen Eindruck. Unter den amerikanischen Soldaten gab es ethnische Maßstäbe, die nicht in allen Armeen der kriegführenden Mächte gängig waren.

Paul wurde von einem breitschultrigen US-Offizier verhört. Der Luxemburger wollte englisch sprechen. Der Offizier meinte: „Auf Deutsch geht's besser!“ Paul berichtete gewissenhaft alles, was er über das deutsche Flugabwehr-Kommandogerät wußte. „Okay!“ sagte der Ami. Ihm war das alles schon bekannt. Nun traf Paul auch seine beiden Freunde Roger Frisch und Paul Rosenfeld. Auch sie waren gefangen und freuten sich nicht wenig, daß die unselige Soldatenzeit bei den Deutschen vorüber war.

Die Gefangenen wurden noch am Nachmittag rückwärts geschafft. Sie übernachteten in einem Behelfslager unter freiem Himmel. Es regnete Bindfäden. Das war unangenehm. Während der Nacht stahl ein deutscher Mitgefänger Pauls Brotbeutel, in dem der Luxemburger vorsorglich Rasierapparat und Nähzeug verstaubt hatte. Am 27. Juni 1944 wurden die Gefangenen auf amerikanische Trucks verladen und zur Küste geschafft. Der Konvoi fuhr durch Valognes, wo die befreite französische Bevölkerung um ein Haar die

Gefangenenlaster gestürzt hätte. Der Luxemburger konnte die Ressentimente der Franzosen verstehen.

Vor der Küste sah Paul die riesige alliierte Landungsflotte. Schiff drängte sich an Schiff, so weit das Auge reichte, bis weit hinaus aufs hohe Meer. Am Spätmittag marschierten die Gefangenen in den gewaltigen Bauch eines Landungsschiffes hinein, dessen Heck aufklappbar war. Am 6. Juni hatten diese Riesenschiffe ihre Kriessfracht an den Strand gesperrt: Mannschaften, Panzer, Jeeps, Lastwagen und Geschütze. Es war unheimlich, was so ein Schiffsbau an Gefangenen schlucken konnte. Im Gewühl war Paul von seinen Luxemburger Kameraden getrennt worden und hockte jetzt wieder allein unter den Deutschen, von denen ihm einige noch aus Rerik bekannt waren.

Das Schiff stach in See. Gegen Mitternacht geriet es unter Beschuss eines der wenigen deutschen Jagdbomber, die damals noch an der normannischen Küste aufzukreuzen wagten. Die Maschine, die sich als Einzelgänger hinaus über den Kanal getraut hatte, verursachte einige Aufregung an Bord und schloß sogar ein leichtes Leck in den Laderaum des Gefangenschiffes, wo es eine Salzwasserdusche gab. In den frühen Morgenstunden des 29. Juni 1944 (Péiter a Pol), dem Namenstag von Paul Bastian, gingen die Gefangenen in Portsmouth an Land. Lastwagen schafften sie zu einem Camp, in dem sich drei Wochen vorher alliierte Soldaten zur Erstürmung des Atlantikwalls bereitmacht hatten.

Die PW's drängten sich auf dem riesigen Appellplatz. Über Lautsprecher wurden die Polen, Tschechen, Jugoslawen, Rumänen, Bulgaren, Italiener, Griechen, Franzosen, Belgier aufgefordert, sich von den Deutschen abzusondern und nach hinten zu treten, wo sie sich längs der Mauer unter einem offenen Dach aufstellen sollten. Es war ein buntes Völkergemisch. Doch von den Luxemburgern ging keine Rede. Waren sie vergessen? So schlossen sich die Luxemburger denn den Elssässern und Lothringern an und erklärten dem Dolmetscher ihre Lage. Allright! Die Luxemburger erhielten im Gewirr der nichtdeutschen Gefangenenationalitäten endlich ihren eigenen Platz. Ein schöneres Namenstagesgeschenk hatte Paul an diesem Tag nicht bekommen können.

Plötzlich erschien eine amerikanische Ordonnanz und rief den Kanonier Bastian heraus. Der Soldat führte den PW zu einem Büroraum und ließ ihn eintreten. Ein amerikanischer Offizier empfing Paul und sprach... auf Luxemburgisch: „Mä dat as jo propper, e Lëtzeburger a preisescher Uniform!“ Paul verschlug es die Sprache. Dann faßte er sich und erklärte seinem Gegenüber in geraffter Form die furchtbare seelische Notlage, in die der deutsche Okkupant die Luxemburger Jugend durch die Einführung der Wehrpflicht gebracht hatte.

Der Offizier zeigte sich verständlich und bot Paul eine Chesterfield-Zigarette an, deren Rauch so fremdartig schmeckte und ihn ganz trunken machte. Am Abend wurden die Gefangenen zu einem Bahnhof gebracht. Sie

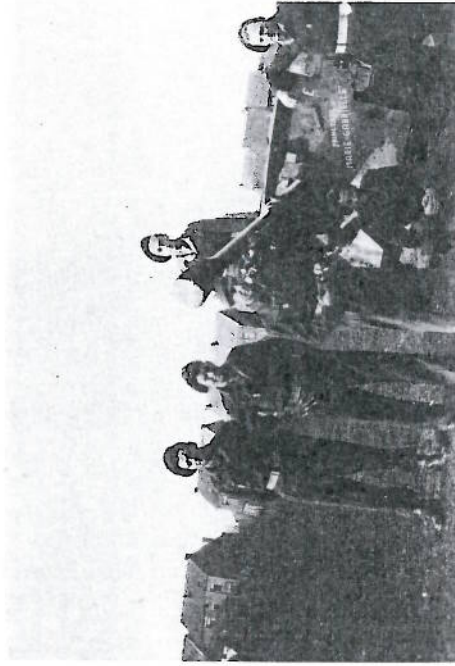
bestiegen richtige Personenwagen mit freundlichen Abreihen. Die Zeit der Viehwagentransporte war vorbei. Der Zug rollte hinein in die englische Nacht. Am nächsten Morgen flitzten in der aufgehenden Sonne Hüttenschlote, Fördertürme und schwarze Kohlenhalden an der Bahnlinie vorbei. Hier pulste Englands mächtiges industrielles Herz. Während eines kurzen Augenblicks sahen die Gefangenen wirklich „schwarz“. Sollten sie etwa reif sein für die Kohlengruben? Der Zug brauste weiter nach Norden durch Newcastle-upon-Tyne.

Am Abend wurden die Gefangenen in einem schottischen Lager bei Edinburgh ausgeladen. Sofort Anretren zur Aufnahme der Personalien! „Bastian Paul aus Luxemburg, von Beruf Lehrer, spricht Englisch“. Paul erklärte den Engländern, was Luxemburg sei, ein kleines unabhängiges Großherzogtum zwischen Frankreich, Belgien und Deutschland. Auch die andern Luxemburger traten vor: Paul Rosenfeld, Lehrer, englischsprechend, Edmond Pepin, Roger Frisch und Camille Brachmond, desgleichen. Die Engländer staunten. In Westeuropa gab es also tatsächlich ein kleines Land, dessen Einwohner alle Lehrer waren und Englisch sprachen.

Das Ansehen der Wundersoldaten aus Luxemburg stieg gewaltig, besonders dann, als auch ein einfacher Arbeiter aus Düdelingen sich etlicher englischer Sprachbrocken kundig zeigte. Sie besetzten bald alle Schlüsselstellungen im Lager, vom Dolmetscher bis hinauf zur Ordonnaanz beim kommandierenden Major. Anfang Juli durften die Luxemburger über das Internationale Rote Kreuz eine Karte als erstes Lebenszeichen nach Hause schreiben. Pauls Nachricht traf erst Mitte August bei seinen Eltern ein. Die Karte war auf der Ortsgruppe zurückgehalten worden. Die Polen, die den größten Teil der Lagerbelegschaft ausmachten, blieben nie länger als fünf Tage in Edinburgh. Dann wurden sie in die alliierten Armeen übernommen. Für die Luxemburger tat sich nichts.

Die Zeit verging. Schließlich konnten selbst die Engländer ihr Befremden über den langen Lageraufenthalt der Luxemburger nicht mehr verbergen. Ob sich denn niemand um sie kümmere? Inzwischen trafen immer mehr Luxemburger Gefangene in Edinburgh ein, unter ihnen der Luxemburger Zwangsrekrutierte Roger Theis, der aus dem Kessel von Falaise kam. Jos Krier, ebenfalls aus Rümelingen, war aus Italien über Nordafrika nach Schottland verschlagen worden. Er war ein lustiger Kamerad, der für die notwendige Kurzweil sorgte. Nach dem Krieg war Jos Krier langjähriger Führer der Rümelinger „Luige Ons Jongen“. Er verlor sein Leben durch einen stupiden Motorradunfall.

In monotoner Gleichförmigkeit vergingen die Tage. Morgens um halb sieben riß ein Trompetensignal die Gefangenen aus den Zelten. Dann wurde „breakfast“ gefaßt: ein Löffel schlabbiger Tee, 100 Gramm Maisbrot und ein Stückchen Butter. Danach krochen die Luxemburger wieder in die Zelte und durften weiterpennen bis Mittag. Mit der Zeit legten sich die Luxemburger ein typisch englisches Phlegma zu. Der Krieg war weit, und die Heimat schien ihre Söhne nicht zu brauchen. Also hielten die Gefangenen es mit Morpheus, dem



Luxemburger Freiwillige der „Brigade Piron“, – V.r.n.l.: Jos Krier, alias Moulin (Rümelingen); Paul Dockendorf, alias Monod (Monnerich); Ed Klemmer, alias Julien Roset (Schlindermanderscheid); Robert dit Kid Debouché (Differdingen); Ferd Dienhardt, alias Bastian (Rosport); Roger Simon, alias Wellong (Limpach)



Gott der Träume, und verschließen die Tage in träger Ruhe. Zum Mittagsappell traten alle an. Ein Sergeant zählte seine Schäflein, und dann war Essenempfang: Zwei Kochlöffel Reis- oder Haterschleimsuppe mit einem Häppchen Fleisch.

Die Siesta dauerte bis vier Uhr. Danach kamen die Schlafmäuzen an die Sonne, rollten die Zeltwand hoch, löferten die Strohsäcke und schlenderten durchs Lager. Um 18 Uhr versammelte man sich müßig zum dritten Appell und faßte Abendverpflegung: Maisbrot, Butter, Büchsenfleisch, manchmal „Bacon“. Da der körperliche Energieverbrauch auf ein Minimum reduziert war, genügte die Verpflegung. Kohldampf wurde hier nicht geschoben.

Am Abend scharten sich die Luxemburger um den Rundfunkempfänger und hörten Nachrichten vom Kriegsschauplatz. Besser hätte die Lage an den Fronten nicht sein können. Die Alliierten hatten Paris befreit und marschieren unaufhaltsam in Richtung Osten. Das stimmte die Luxemburger fröhlich. Kurz nach zehn Uhr hieben sich die Gefangenen wieder auf die Strohsäcke und schnarchten einem neuen Tag entgegen. In der ersten Augusthälfte kreuzte endlich ein Luxemburger Emissär (Albert Stolz) auf, der das politische und militärische Vorleben der Luxemburger Zwangsrekrutierten im Lager unter die Lupe nahm. Einige wenige, die „Dreck am Stecken“ hatten, mußten sich auch weiterhin mit ihrem Gefangenschicksal abfinden.

Am 14. August 1944 tauschten die fünf Luxemburger, die am 29. Juni von Cherbourg aus den Kanal überquert hatten, ihre deutsche Luftwaffenuniform gegen das englische „Battle-dress“, ein und marschierten hinter ihrem Befreier Albert Stolz zum Lager hinaus, um in Edinburgh den Zug nach London zu besteigen. Am nächsten Tag, Maria-Himmelfahrt, trafen die „Jungen“ in der britischen Hauptstadt ein und fuhren mit stolzschneller Brust zum Sitz der Luxemburger Exilregierung. Minister Victor Bodison hieß seine jungen Landsleute willkommen in England und lud sie zum Mittagessen in ein indisches Restaurant ein. Auf dem Menü ... Curry and Rice! Die hungrigen Soldaten aßen das exotische Pfefferzeug mit Todesverachtung in sich hinein. Jeder Bissen brannte wie Feuer in den Mägen, die nach den deutschen Wehrmachtshungerkuren und der frugalen englischen Lagerverpflegung im Schongang liefen. Minister Bodison führte seine Schutzbefohlenen über Trafalgar Square zum Nelson-Denkmal und dann in ein Hotel im Stadtteil Kensington.

Endlich wieder eine Privatsphäre! Endlich frei! Fast wieder Zivilist! Die jungen Luxemburger schrubben sich erst mal tüchtig unter der Dusche und machten sich dann auf, „London zu erkunden“. Wie Schulbuben, die dem Lehrer entlaufen waren, vergnügten sie sich auf den Rolltreppen der Londoner Untergrundbahn, und es wurde ein langer Abend. Zwei Tage später waren die „Jungen“ wieder am Luxemburger Regierungssitz, um Informationen über ihr zukünftiges Schicksal einzuholen. Hier trafen sie den späteren Minister Jean Dupong (Sohn des damaligen Ministerpräsidenten Pierre Dupong), der mit Paul Rosenfeld dieselbe Athenäumsklasse in Luxemburg besucht hatte.

756

Es gab eine zwanglose, sehr kameradschaftliche Begrüßung, die den ehemaligen Zwangsrekrutierten sichtlich wohl tat. Doch Einzelheiten über die „Lëtzeburger Batterie“ (eine Abteilung der belgischen „Brigade Piron“), in welche die jungen Luxemburger inkorporiert werden sollten, waren vorläufig nicht zu erhalten. Am Abend trafen sie mit Henri Koch-Kent zusammen, der ihnen seine Anschauungen auseinanderlegte über den aktuellen Stand der Dinge auf der politischen Bühne der kleinen Luxemburger Exil-Welt in London.

Kurze Zeit später unterschrieben die fünf Luxemburger dann ihre freiwillige Meldung, doch nicht etwa zur „Lëtzeburger Batterie“, wie es für Luxemburger Staatsangehörige einleuchtend gewesen wäre, sondern vor belgischen Militärautoritäten, zur Brigade Piron. Als Wehrmachts-Deserteure, die bei einer etwaigen späteren Gefangenschaft durch die Deutschen sofort erschossen worden wären, erhielten die Freiwilligen neue Namen und Geburtsorte. Man legte den „Jungen“ nahe, den Familiennamen ihrer Mutter gebürtig aus Arlon. Die Soldaten gehörten also jetzt zur Brigade Piron und waren Belgier. Doch erhielten sie die Schulterstückaufschrift „Luxembourg“ und das „Badge“ mit den zwei C-Buchstaben (nach Großherzogin Charlotte). Niemand dachte vorerst daran, daß, bei neuerlicher Gefangennahme an der Front, die Deutschen durch diese Abzeichen der Täuschung mit den falschen Namen prompt auf die Spur gekommen wären.

Nun begann die Ausbildungszeit. Die Rekruten wurden nach Leamington/Spa in den Midlands transportiert, nicht weit von Stratford-on-Avon, dem Geburtsort von Shakespeare. Doch dies war nur eine Durchgangsstation. Die Belgier sorgten für die Ausrüstung der Luxemburger Freiwilligen, dann wechselte die Truppe nach Monks Kirby über, einer kleinen ländlichen Ortschaft, nicht weit von Leamington/Spa. Die Soldaten fanden Unterkunft in Wellblech-„Huts“, die wie lange, auf der Seite liegende Halbzyklinder aussahen. Komfort gab es nicht viel in diesen Unterküften, aber sie waren wohnlich und viel gemütlicher als die deutschen Holzbaracken.

Paul Bastian wurde zu einer belgischen Gruppe eingewiesen, die aus wallonischen „bleus“ bestand. Die anderen Luxemburger Freiwilligen (einige Tage nach den ersten fünf Luxemburgern war noch ein Schub von etwa 30 Landsleuten aus Edinburgh eingetroffen, unter ihnen die Rümeling Jos. Krier und Roger Theis) blieben zusammen und erhielten eine Sonderbude zugewiesen. Der englische Drill war an sich nicht leichter, und die Eskaladierung wand nicht weniger hoch als bei den Deutschen. Doch es herrschte ein anderer Ton. Die englischen Instruktoren brüllten im Training kaum und blieben immer höflich. Der Rekrut wurde als Mensch geachtet und nicht zum willenlosen Roboter degradiert. Die Vorgesetzten sahen in ihren Untergebenen gleichberechtigte Partner, mit denen sie nach Dienstschluß kameradschaftlich verkehrten. Der englische Ausbildungs-Stil blieb human und hob sich



vorteilhaft ab von der menschenverachtenden Atmosphäre in den deutschen Kasernenhöfen.

Nach Dienstreise reisten die Luxemburger nach Rugby und Coventry, wo sie mit Grausen die furchtbaren Verwüstungen sahen, die der deutsche „Blitz“ angerichtet hatte (Hitler: Wir werden ihre Städte ausradieren!) Inzwischen befreiten die alliierten Truppen Brüssel und Luxemburg. Unter den Belgiern und Luxemburgern herrschte eine Mordstimmung. Als Abschluss der Trainingszeit in Monks Kirby fand wie in allen Armeen der Welt ein großes Manöver statt: die Roten gegen die Blauen. Die Luxemburger gehörten zu den Roten und wurden haushoch geschlagen. Statt zu „kämpfen“ hatten sie draußen im Gelände Brombeeren gepflückt. Die ehemaligen Zwangsrekrutierten, die durch den Nazi-Fleischwolf gedreht worden waren, hatten nur geringe militärische Ambitionen.

Doch dann wurde es ernst. Mitte Oktober 1944 schiffte sich die Truppe in Southampton ein und gelangte über den Kanal nach Dieppe. Es war die letzte Luxemburger Freiwilligengruppe, die nach ihrer Ausbildungszeit geschlossen aus England in Fronteinsatz kam. Das Schnellboot war mit Soldaten vollgepfropft. Die See ging hoch. Das Boot schaukelte und schlängerte. Den Luxemburger Landratten hob sich der Magen. Von Dieppe aus reiste die Truppe im verdunkelten Zug nach Belgien. Ein kurzer Aufenthalt in Bourg-Léopold! Und weiter ging es zur belgisch-holländischen Grenze, wo die Brigade Piron am Wessem-Kanal im Einsatz stand.

Colonel Piron, ein strammer Offizier, sah sich die Neuankommlinge kritischen Auges an. Die Luxemburger Freiwilligen hofften natürlich auf eine Überweisung in die „Lëtzeburger Batterie“. Doch damit war's Essig. Der erste Aufgrufene wurde zur Infanterie eingeteilt. Das fing ja gut an! Paul Bastian trat als zweiter vor. Nach ärztlichem Befund gehörte er zur Klasse II. „Bedingt kriegsverwendungsfähig“, sagten die Deutschen. Der Colonel explodierte: „Was soll ich mit solchen Leuten? – De Leeuw, pourriez-vous l'employer au bureau!“?

So landete Paul auf der Schreibstube der „Compagnie Etat-Major“. Von den dreißig Luxemburgern kamen vorerst nur sehr wenige zur „Batterie“. Die meisten wurden zum Stopfen der Ausfälle in den Infanteriezügen verwendet. Eine Gruppe Luxemburger protestierte bei Colonel Piron, man habe ihnen eine Eingliederung in die „Lëtzeburger Batterie“ versprochen. Der Kommandant ging nun erst richtig in die Luft. Die ehemaligen Zwangsrekrutierten fühlten sich zutiefst enttäuscht. In den folgenden Monaten besserte sich allerdings ihr Verhältnis zum Oberkommandierenden der Brigade immer mehr.

Paul Bastian hatte im Kompanie-Büro täglich Einsicht in die Truppeneffekive. Schon nach wenigen Tagen Fronteinsatz gab es unter den Luxemburger Neuankommelingen fünf Verwundete. Der erste Urlaub war um Allerheiligen fällig. Am 1. November 1944 fuhr ein belgisches Militärfahrzeug die Luxemburger bei Troine über die heimatische Grenze. Um drei Uhr nachmit-

tags sah Paul seine Eltern wieder. Sie waren zur letzten Ruhestätte der Großeltern gepilgert und umarmten Paul am Familiengrab auf dem Fetschenhofer Friedhof. Paul dachte dankbaren Herzens an die lange Kette glücklicher Zufälle, die ihn heimgeführt hatten und betrauerte aus tiefer Seele seine gefallenen zwangsrekrutierten Kameraden, deren Gräber die russische Erde deckte. Eine einzige falsche Weichenstellung, und Pauls Schicksal wäre in ganz anderen Bahnen verlaufen.

Nach den Allerheiligentagen traf der Urlauber wieder am Wessem-Kanal ein. Das Ruhrgebiet war nicht weit, und die Deutschen wehrten sich mit starken Kräften. Die Brigade Piron unterstand Montgomerys Armee, die den deutschen Sperrriegel mit reichlichem Artillerieeinsatz in Richtung Maas aufbrechen suchte. Es gab jede Nacht blutige Scharmützel mit der feindlichen Infanterie, die an den Kräften der Brigade zehrten. Diese befand sich seit Juli 1944 ununterbrochen im Einsatz und wurde Ende November aus der Front gezogen. Die Soldaten belegten Ruhestellungen in Louvain. Paul Bastian reiste nochmals für einige Tage auf Heimaturlaub und stattete den Rümelinger Primärschulklassen einen kurzen Besuch ab. Nach dem Sankt Nikolaustag war Paul wieder in Louvain.

Wie ein Donnerschlag fuhr am 16. Dezember die Nachricht von der Ardennenoffensive in das geruhssame Löwener Kasernenleben. Mit Schrecken fragten sich die Luxemburger, die vor einer Woche in englischer Soldatenuniform zu Hause weilten, was mit den Eltern geschähe, wenn das Großherzogtum nochmals von den Nazis überrollt würde. Kurz vor Weihnachten wurde die Einheit nach Sint Niklaas/Waes verlegt (ungefähr 30 Kilometer von Antwerpen). Hier war Zielgebiet der V-2. Die neue deutsche Wunderwaffe richtete schwere Verheerungen an, und die Luxemburger lernten die Köpfe einziehen, wenn das Brummen der Fernraketen plötzlich aussetzte.

Wegen des Kampfgeschehens im Norden Luxemburgs war jetzt nicht mehr an Heimaturlaub zu denken. Pauls Einheit blieb vorläufig in der Etappe. Die typisch englische Soldaten-Verpflegung war ausgezeichnet. Rauchwaren gab es in Hülle und Fülle: sechs Pakete Zigaretten à 20 Stück pro Woche. Hinzu kamen die Geschenksendungen der amerikanischen und kanadischen Soldatenbetreuung, die außer Zigaretten keine Spirituosen und andere Genüßlichkeiten enthielten, die das Soldatenherz erfreuten. Nomen est omen! Sint Niklaas hatte seinen Namen nicht gestohlen.

Ende März 1945 erfuhr Paul, daß sich die Angehörigen der Klasse II (bedingt kriegsverwendungsfähig) zu einem „congé sans solde“ melden könnten, da kein Soldatenmangel mehr herrsche. Paul reichte ein diesbezügliches Gesuch ein und wurde am 17. April ohne Sold in Urlaub geschickt. Er blieb in den Listen einer Truppeninheit verzeichnet, die in Arlon stationiert war. Den denkwürdigen Waffenstillstand feierte Paul in Luxemburg. Seine Kameraden von der Brigade Piron, die von Holland aus an der Besetzung des Ruhrgebietes teilgenommen hatten, kehrten am 28. Juni 1945 heim.



Paul durfte dabei sein, als die siegreichen Luxemburger „England-Jungen“ gelegentlich einer großen Militärparade auf dem „Knaedler“ vor Erprinz Jean und Colonel Piron geht wurden. Es regnete Orden und patriotische Auszeichnungen. (Um diese Zeit nagten die Tambore noch am Hungertuch.) Die Sommerferien vergingen und Paul Bastian kehrte als Lehrer nach Rümelingen zurück. Wie hätte es auch anders sein können? Paul hatte doch „Wasser vom Rembur“ getrunken.



Robert Glesener (geb. am 14. November 1923), der sich ursprünglich Sekundarstudien widmen wollte, hatte 1938 dem Escher Knabenlyzeum Valet gesagt und war kurzentschlossen ins Berufsleben eingestiegen. Er fand eine lohnende Beschäftigung als Junger der Schwarzen Zunft im Zeitungsbetrieb der Escher Genossenschaftsdruckerei („tageblatt“). Damals wurden im Druckergewerbe Höchstlöhne bezahlt, was in der unmittelbaren Vorkriegszeit, die von einer latenten Rezession geprägt war, längst nicht in jedem Wirtschaftsreich der Fall war.

Der junge Robert Glesener, ein Bruder des späteren Nationalhelden Hubert Glesener und Sohn des Rümelinger Schuhmachermeisters Henri Glesener aus der Sebastianstraße (cf. Bericht Jempi Glesener), zog eine gut dotierte Lehrstelle der mageren Brieftasche eines Abiturienten in spe vor, dessen berufliche Zukunftsaussichten in nicht allzu rosigem Licht erschienen. Besser den Spatz in der Hand als die Taube auf dem Dach!

Doch dann brachen die Nazi-Horden ins Land, und die deutschen Propaganda-Dienststellen eigneten sich den Escher Verlagsbetrieb kurzerhand an. Der „Moselfränkische Zeitungsverlag“, wie die Firmenbezeichnung jetzt lautete, unterstand nun einem reichsdeutschen Betriebsleiter, der ein treuer Gefolgsmann des Nazi-Mediengewaltigen Goebbels war und den Betrieb nach deutschen Propaganda-Richtlinien zurechtbog. Im Oktober 1940 wurde Robert zur Offizin in der Kanalstraße zurückbeordert, um seine durch die Evakuierung unterbrochene Lehrzeit wiederaufzunehmen.

Nun saß der junge Rümelinger Setzerlehrling ganz schön in der braunen Tinte. Im Hause Glesener wurde die neue Situation in die Robert geraten war, ausgiebig besprochen. Bruder Hubert, ein dreißigjähriger, tatkräftiger Arbeitergewerkschaftler und glühender Patriot, dessen politische Zukunft vor dem deutschen Überfall zu den schönsten Hoffnungen Anlaß gab, hatte sich geschworen, der drohenden Selbstaufgabe unserer unterjochten Heimat mit allen verfügbaren Mitteln entgegenzuwirken.

Im Hause Nummer 3 der Rümelinger Sebastianstraße stellte Hubert Glesener mit seinen Brüdern Überlegungen an, wie man Sand ins Getriebe des Nazi-Propagandaapparates streuen und den gefährlichen Machenschaften der

volksdeutschen Landesvertreter entgegenwirken könne. Schon vor dem Krieg hatten sich in der kleinen Stube des Hauses Glesener Huberts Gewerkschaftskollegen regelmäßig getroffen. Die Kunden gingen bei Schuhmachermeister Harry Glesener ein und aus. Die Wohnung in der Sebastianstraße war ein Haus der offenen Tür bis in die späten Abendstunden. Das gereichte dem Resistenzziel und Hubert Glesener sehr zum Vorteil. Widerstandskämpfer und engagierte Patrioten fielen bei ihren Besuchen kaum auf. Doch Vorsicht blieb das Gebot der Stunde.

Hubert war sich der lauernden Gefahren durchaus bewußt und handelte danach. Auf seine beiden Brüder war Verlaß. Robert, um zwölf Jahre jünger als Hubert, erhielt bereits ein Mindestmaß an Verantwortung zugeteilt. Schon als Primärschüler war Robert von seinem großen Bruder in die Verteilung von gewerkschaftlichen Einladungsschreiben eingespannt worden. Auch jetzt machte Robert mit und trug das seinige dazu bei, damit die geheimen LFB-Flugblätter unbemerkt unter das Volk gelangten. Hubert Glesener handelte nach dem Leitsatz: Eine erkannte Gefahr ist keine Gefahr! Er tat das Menschenmögliche, um seine Untergrundbewegung gegen die Nazis abzusichern.

Patrioten, die bei den Nazis gut „schauspielen“ konnten, stießen bei Hubert kaum auf Ablehnung. Im Gegenteil, viele von ihnen wurden zu Vertrauensleuten und übernahmen wichtige Missionen in dem von Hubert aufgebauten Abwehrsystem gegen die Nazischmüffler. Im Hause Glesener wurden die Verstecke für „subversives Propagandamaterial“ dauernd verbessert. Nach außen hin durfte man den „Preisfrässer“ nicht markieren. Der Einsatz erhöhte sich. Tausende von LFB-Flugblättern fanden den Weg von Rümelingen hinaus ins Land. Die Durchschleusung französischer Kriegsgefangener nahm zu. Als im „Moselfränkischen Zeitungsverlag Esch-Alzig“ die ersten mehrseitigen Fragebogen für die Personenstandsaufnahme vom 10. Oktober durch die Druckerpresse liefen (cf. S. 55), schaffte Robert Glesener ein Exemplar nach Rümelingen, so daß die Männer des LFB umgehend propagandistische Gegenmaßnahmen ergreifen konnten.

Im November 1941 wurde Hubert Glesener ein erstes Mal vom Escher Sicherheitsdienst verhaftet und ins KZ Hinzert gebracht. Das war ein schwerer Schlag für die Familie Glesener, besonders für die Eltern, die sich verantwortlich fühlten für die Sicherheit ihrer drei anderen Kinder. Glücklicherweise wurde Hubert schon nach kurzer Zeit wegen Mangels an Beweisen aus der KZ-Haft entlassen, und der LFB-Chef konnte seine bewährte Tarnungstaktik als „homme tranquille“ noch einige Zeit weiterführen. Die Verbindung mit den Stadt-Luxemburger Resistenzlern gestaltete sich immer enger. Sonntags morgens kam der Resistenz-Chef Jules Kuhn regelmäßig per Bahn oder Fahrrad zu Besprechungen mit Hubert ins Haus Glesener nach Rümelingen. Robert lernte mit der Zeit, neben den Rümelinger Widerstandskämpfern, auch zahlreiche Resistenzler kennen, die außerhalb der Ortschaft tätig waren und auf nationalem Plane zu wichtigen Mitstreitern von Hubert wurden.